



Swiss Deluxe Hotels

Wenn die Zeit zwischen den Fingern zerfließt

Rolf Dobelli, Beau-Rivage Hotel Neuchâtel

Seit Jahren führe ich die Bewerbungsgespräche in der Bar des Beau-Rivage Hotels in Neuchâtel. Ich setze mich an ein Tischchen am Fenster, tauche meine Lippen in den Schaum des Cappuccinos und versuche zu vermeiden, allzu häufig mit einem leicht gelangweilten Blick über den See zu schweifen, während die jungen Leute ihre Biographie vor mir ausrollen. Nirgendwo gelingt ein ungezwungeneres Gespräch als in dieser Bar. Und nirgendwo ist die Melancholie schöner. Seit Jahren versorgt mich der Blick aus diesem Hotel über den See mit einer Art Trost. Wenn es mich einmal nicht mehr geben wird, so wird es doch diese Landschaft noch geben, sage ich mir. Ein unnützer Gedanke, ich weiß.

Der zweitletzte Bewerber war ein Mann um die fünfunddreißig, krawattenlos, dafür mit Weste. Aus dem Sakko lugte eine ungebügelte Pochette, die mit dem Ton seiner emaillierten Manschettenknöpfe korrespondierte. Die vordersten zwei Knöpfe seines Ärmels waren aufgeknöpft. Also handgeschneidert! Wie er dasaß: lässig, durchdacht, eine Konstruktion, so, als hätte er den Zeitgeist von morgen schon in sich aufgesogen. Ein Geck. Das ist das Problem, wenn man Leute fürs Marketing sucht, seufzte ich lautlos: Man bekommt Clowns. Ich hatte ihn augenblicklich abgeschrieben, wollte mir aber das kleine Theaterstück seiner Selbstpräsentation nicht vorenthalten. Außerdem hatte ich Zeit – einen ganzen Nachmittag.

Der junge Mann öffnete so etwas wie einen Beutel, aus dem er seinen Lebenslauf zog. Die synthetische Tasche gab den Anschein, als könnte man mit ihr durch Sibirien trekken. Auf ihr prangte ein Logo, das mir nichts sagte – außer, dass ich kein Eingeweihter dieses Jugendkultes mehr war. Was mich ärgerte. Der junge Mann erbrach einen Schwall von Wörtern, die ich nicht verstand. Mindestens jedes zweite war Englisch. Er sprach von „Visits“ und „Social Media“, von „Twitter“ und „Cost per Click“. Ich war dankbar um den

Neuenburger See, der sich an diesem Nachmittag wie Silberpapier vor mir ausrollte. Ab und zu brach die Sonne zwischen den Wolken hervor und entzündete das Grün der Hügel im Hintergrund. Dahinter zitterten – wie eilig hingemalt – die Alpen. Der Blick über den See entschädigte mich für die Hohlheit seines Geschwafels.

Ich bin entschieden gegen Idylle und gegen jede Art von Nostalgie. Auch im Privaten. Vergangenheit ist etwas, das man besser abklemmt, besonders wenn die alten Bilder aufstoßen. Doch nun waren sie da. Vielleicht war das der Grund, warum ich mich so sehr zu diesem See hingezogen fühlte. Als Student der Maschinentchnik war ich einst eingeladen, ein Uhrenwerk im Neuenburger Jura zu besuchen. Konkret: Inwieweit ist die Produktion von Uhrenwerken automatisierbar? Eine Diplomarbeit.

Ich übernachtete in Neuchâtel bei einem Freund. Dort traf ich sie. An einer halböffentlichen Weidegustation im Beau-Rivage. Sie war zehn Jahre älter als ich. Eine große, schlanke Frau mit einem Kopf voller wirrer Gedanken. Sie hörte mehr zu als dass sie sprach; dann hielt sie den Kopf leicht schief. Ihre Augen waren grün wie brasilianischer Schiefer, und sie hatte diese leicht hervorstehenden Zähne, die ihren Lippen etwas Verruchtes verliehen. Keine Ahnung, zu wem sie gehörte. Ich wollte nicht fragen.

Am nächsten Tag mietete ich ein Segelboot für zwei Stunden – mehr Geld hatte ich nicht – und lud sie ein. Der Tag war schwül. Um uns abzukühlen sprangen wir in den See. Wir schliefen miteinander. Es war nicht das erste Mal, dass ich mit einer Frau geschlafen hatte, aber das erste Mal ohne Gier. Wir waren beide übermütig vom lokalen Chasselas, mag sein, und wir vergaßen die Zeit.

Als wir am nächsten Morgen aufwachten, war unser Boot im Schilf von Chevroux gefangen. Der Kiel lag auf dem Grund auf und der Masten stand schief. Ein nächtlicher Sturm musste uns ans Ufer getrieben haben. Franziska blieb im Boot, während ich an Land schwamm und die Polizei benachrichtigte, die das Boot aus dem Schilf zog und quer über den See in den Hafen von Neuchâtel zurückschleppte. Es folgte eine Busse, eine Rechnung des Vermieters für einen neuen Kiel und einen Zusatztag Miete. Ich verdiente ja nichts, und so übernahm Franziska den Schaden. Ich hörte nie wieder von ihr. Über meinen Freund erfuhr ich, dass sie kurz darauf nach Kalifornien verschwunden war und irgendwann ein Kind zur Welt brachte. Das war Mitte der Siebzigerjahre, und alle Frauen, so schien es, brachten damals Kinder zur Welt. Nach dem Studium stieg ich als technischer Leiter in eben dieser Uhrenmanufaktur ein. Heute leite ich die Firma.

Ich nahm meinen Blick vom See, leckte mit der Zunge den letzten Schaum von der Tasse und verabschiedete den jungen Mann. Je mehr ich an jenen Sommertag zurückdachte, umso weniger war ich in der Stimmung für Bewerbungsgespräche.

Die letzte Kandidatin kam um fünf. Sie war mir schon eine Weile aufgefallen, draußen auf der Promenade. Sie saß beinahe reglos auf der Bank im Schatten der Bäume vor dem Beau-Rivage. Ich sah sie nur von hinten. Nun stand sie vor mir. Was mir sofort auffiel: das Grün ihrer Augen. Wie Absinth. Aber vielleicht lag es nur daran, dass ich mich schon seit Stunden auf die wechselnden Grün- und Grautöne dieses Sees konzentriert hatte. Sie war Ende dreißig, schlank, mit dunklem Haar, das sich auf eigenwillige Art über ihrem rechten Auge teilte und in energischen Wellen über ihre Backenknochen bis zum Schlüsselbein fiel – und sie trug wie ich dieses Muttermal auf dem rechten Handrücken. Ich fand es amüsant zu wissen, nicht der einzige Mensch der Welt zu sein mit einem schwarzen Punkt auf der Hand.

Sie führte mich durch ihren Lebenslauf, den ich schon gelesen hatte, erklärte die Wechsel von Job zu Job, ihre Zeit in Silicon Valley. Ihre Begeisterung für Kalifornien. Sie redete, während ich ganz anderes dachte.

„Warum Berkeley?“

„Stanford“, korrigierte sie „Silicon Valley, wie gesagt.“

„Entschuldigen Sie. Also, warum grad Stanford?“

„Weil meine Mutter dort gelebt hat, in Los Altos Hills, und ich dort auf die Welt gekommen bin.“

„Ihre Mutter ist Amerikanerin?“

„Schweizerin. Aus Zürich.“ Sie legte ihren Kopf schief, wie es Franziska getan hätte, dieses überlegene Lächeln auf dem Gesicht.

Erst jetzt fiel mir auf, dass sie den gleichen Nachnamen trug: Glanzmann.

Plötzlich musste ich husten. Ich hatte mich verschluckt.

„Entschuldigen Sie“, sagte ich und hustete in mein Taschentuch, dann tupfte ich mir den Schweiß von der Stirn.

„Sagen Sie, Ihre Mutter, heißt sie Franziska?“

„Kennen Sie sie?“ Sie saß ganz aufrecht.

„Flüchtig. Wir sind uns einmal begegnet. Vor vielen Jahren.“

Plötzlich war mir heiß. Ich winkte einen Kellner herbei und bestellte einen Pernod, obwohl es sonst nicht meine Art ist, schon am Nachmittag mit Alkohol zu beginnen. Ich war froh um jeden Gast, der zur Tür hereinkam und einen frischen Luftzug durch die Bar verursachte.

Sie starrte auf meine Hände. Sie zitterten, mag sein. Ich schob sie unter meine Oberschenkel. Es gab jetzt nur noch ihren Blick.

„Sagen Sie, wo lebt Ihre Mutter heute?“

„Möchten Sie noch etwas wissen – meine Berufserfahrung betreffend?“ Ihr Blick war eine Festung.

„Sie hören von mir“, sagte ich und stand auf. Wie verabschiedeten uns, ohne die Hand auszustrecken. Ich glaube, wir vermieden es beide.

Ich schaute ihr lange nach: ihr Gang, das dunkle Haar. Ich schaute ihr nach, bis ich sie nicht mehr erkennen konnte – bis sie auf der Promenade hinter einem Industriegebäude verschwunden war. Irgendetwas hielt mich davon zurück, nach Hause zu fahren.

Der Abend in der Bar. „Diese Zeit ist nicht mehr meine Zeit“, flüsterte ich dem Barman ins Ohr „sie scheint mir zwischen den Fingern zu zerfließen.“ Ich hielt seinen Unterarm auf den Tresen gedrückt, bis er zu verstehen gab, dass er meine Sorge ernstnahm.

Ich probierte der Reihe nach alle Absinth durch, bis mich, weit nach Mitternacht, der Night-Manager zu einer Tür begleitete. Am nächsten Morgen wachte ich auf. Ich lag in einem Hotelzimmer. Die Pracht des Ausblicks. Die Sonne hinter den Wolken, der See, zwei, drei Segelschiffe darauf, dahinter eine Ahnung von Bergen. An der Rezeption händigte man mir den Autoschlüssel wieder aus. Die Bar-Rechnung war astronomisch. Die Zimmerrechnung wurde mir erlassen. Es war mir peinlich.

Heute frage ich mich, ob es ein Fehler war, sie nicht einzustellen. Sie war die qualifizierteste Kandidatin, ohne Zweifel. Den Geck habe ich natürlich nicht eingestellt, dafür eine andere Dame. Sie macht einen guten Job. Aber sie erschüttert meine Welt nicht.